



*Charly Graf mit Armin Himmelrath*

# KÄMPFE FÜR DEIN LEBEN

DER BOXER UND DIE KINDER VOM WALDHOF

Patmos

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council®) ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten  
© 2011 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.patmos.de](http://www.patmos.de)

Covermotiv: © Gudrun-Holde Ortner  
Autorenfoto Umschlagklappe: © Patmos Verlag  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0015-6

# INHALT

SCHLAGKRÄFTIGE KINDER	7
AUFWACHSEN IN DEN BENZ-BARACKEN	13
DER WEG IN DEN RING	25
DER EINE-MILLION-DOLLAR-MANN	33
KANN DER DEUTSCH?	63
EIN NEUER ANLAUF	69
IM MILIEU	75
MEUTEREI IN MANNHEIM	95
STUTTGART-STAMMHEIM	101
DEUTSCHER MEISTER	119
ENDE EINER KARRIERE	127
EINMAL ALLGÄU UND ZURÜCK	133
DER ANDERE CHARLY GRAF	143
KÄMPFT FÜR EUER LEBEN!	167
DANK	173
DIE KÄMPFE — CHARLY GRAFS PROFIKARRIERE	174
QUELLEN	175

Für meinen ältesten Sohn Charly,  
dem ich nie ein guter Vater war

## SCHLAGKRÄFTIGE KINDER

»JETZT VOLL DRAUF. ZEIT!« Das ist mein Kommando. Ich muss das gar nicht laut sagen, nur ganz leise, fast flüsternd. Die acht Kinder und Jugendlichen, die gerade in der Sporthalle trainieren, reagieren trotzdem sofort. Mit dem Rücken zur Hallenmitte stehen Sergej und Lucy, Mel, Mike und die anderen an den Wänden und prügeln mit Boxhandschuhen auf die Mauern ein. Dreißig Sekunden lang lasse ich sie schlagen, dann reicht ein knappes »Okay«, und sie lassen erschöpft die Arme hängen. Durchatmen, Luft schnappen, schon geht es weiter: »Zeit!« Und wieder kämpfen sie mit all ihrer Kraft gegen die Wände, bis zum nächsten »Okay«. Am Ende sind sie fix und fertig. Und: stark.

*Charly Graf ist Schwergewichtler, und das sieht man: das imposante Kreuz, die wachen Augen, die verhaltene Schnelligkeit, mit der er sich bewegt. Obwohl Charly sein fünfzigstes Lebensjahr längst hinter sich hat, sieht er immer noch aus wie einer, der täglich Hochleistungssport macht. Nicht mehr wie früher als Profiboxer, aber immer noch wie ein regelmäßiger Besucher eines Fitnessstudios. Im Neonlicht der Sporthalle fliegen auf sein Kommando hin die Fäuste: Boxen mit Jugendlichen steht hier auf dem Programm, eineinhalb Stunden lang. Die 30-Sekunden-Intervalle beim Boxen gegen die Wand oder den von der Hallendecke hängenden Sandsack wechseln sich ab mit Liegestützen, Schattenboxen, Seilspringen. Dann kommt eine Runde Sparring: immer zwei Kinder gegeneinander, eine Minute lang, unter Charlys aufmerksamem Blick. »Nicht in den Nacken hauen, auch nicht auf den Rücken«, ermahnt er einen der Jungen, der nicht aufhören will, als sich sein Gegner von ihm wendet. Sofort hören die Schläge auf, Charlys Regeln gelten hier wie ein unantastbares Gesetz.*

Die Jugendlichen zwischen zwölf und achtzehn Jahren, die heute hier in der Sporthalle des Kinder- und Jugendheims St. Josef trainieren, haben schon den ganzen Tag auf mich gewartet. Normalerweise komme ich mit dem Bus Nr. 55 hier an, Haltestelle Käfertalschule. Die Linie führt auch an den Haltestellen »Neues Leben«, »Frohe Arbeit« und »Zäher Wille« vorbei – das sind die Straßen im Waldhof, wo ich groß geworden bin, nicht weit weg vom Kinderheim. Schon am Eingang des Heims warten die Kids auf mich, begrüßen mich mit Handschlag. Sie stehen um mich herum, andere kommen angerannt, wollen ein paar Worte mit mir wechseln. Ich glaube, für viele von ihnen bin ich eine Art großer Bruder oder Vater-Ersatz – und vielleicht ein Star. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass sie mir so vertrauen und mir so viel von sich erzählen. Aber ich nehme diese Kinder ernst, ich kenne dieses Leben, das viele von ihnen geführt haben. Die Kinder hier im Heim kommen aus zerrütteten Familien, und Gewalt haben sie fast alle erlebt, als Opfer und oft genug auch als Täter. So war das früher auch bei mir: Gewalt hat in meinem Leben lange eine große Rolle gespielt. Ich muss den Kids hier nichts vormachen, ich weiß, wie es bei ihnen zu Hause zugegangen ist. Da entsteht ganz schnell eine Verbindung, und viele von ihnen bewundern mich zunächst einmal: für mein Leben, die Zeit im Knast, meine Oberarme. Wenn ich es schaffe, sie runterzuholen von dieser Bewunderung und ihnen klarzumachen, was sie besser nicht tun sollten in ihrem Leben, dann ist das ein großer Erfolg. Denn in meinem Leben ist ziemlich viel schiefgelaufen. Und ich möchte es diesen Kindern hier ersparen, dass sie ihr Leben so verpfuschen, wie ich meins lange Jahre verpfuscht habe.

*1851 wird das Heim gegründet, damals noch unter dem sperrigen Namen »Waisen- und Rettungsanstalt für herumstreunende Mädchen«. Das Haus ist die älteste bestehende Sozialeinrichtung Mannheims. Geführt wird es zunächst von einem Komitee sozial engagierter Männer und Frauen: Vom örtlichen Kunsthändler und seiner Gattin bis zum Arzt, von der Freifrau bis zum Stadtpfarrer, vom Lehrer bis zu den Damen der besseren Gesellschaft und zum Bürgermeister sind alle vertreten. Ehrenamtlich arbeiten sie an der Verwirklichung ihrer*

*Pläne. Zunächst können bis zu vierzig katholische Mädchen zwischen sechs und vierzehn Jahren aufgenommen werden, die in ihren Familien nicht mehr zurechtkommen. Die »Waisen- und Rettungsanstalt« versucht von Anfang an, den Kontakt zu den Angehörigen der Kinder aufrechtzuerhalten, gleichzeitig aber auch nachdrücklich dafür zu sorgen, dass die Mädchen ausreichende Distanz zu ihrem früheren Freundeskreis bekommen, dem generell ein schlechter Einfluss zugeschrieben wird. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird das Haus mehrfach erweitert, so dass 1928 zum ersten Mal eine »Liege- und Spielhalle« eingeweiht werden kann. Sie wird 1943 bei einem Luftangriff zusammen mit weiteren Gebäudeteilen zerstört, trotzdem sind im notdürftig wieder hergerichteten Kinderheim unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs bis zu 120 Kinder untergebracht – unter ihnen zahlreiche nichteheliche Kinder von US-amerikanischen Besatzungssoldaten. Seit dieser Zeit besteht zu den amerikanischen Truppen in Mannheim eine enge Beziehung, und die Soldaten helfen auch beim Wiederaufbau der Gebäude mit. Bis heute erhält das Heim immer mal wieder Anfragen nach dem Schicksal einzelner Kinder, die damals hier untergebracht waren. 1958 wird es in »Katholisches Kinderheim St. Josef« umbenannt und auch für Jungen geöffnet.*

Dass ich mit meiner Hautfarbe, mit meiner Herkunft vom proletarischen Mannheimer Waldhof, als uneheliches US-Soldaten-Kind ausgerechnet hier im Heim mein wöchentliches Training anbiete, ist zwar Zufall – aber es passt: Ich arbeite hier ehrenamtlich, und auch ich war ein gesellschaftlicher Außenseiter und habe in meiner Kindheit schreckliche Dinge erlebt, die mein ganzes weiteres Leben geprägt haben. Ich weiß, wie es ist, wenn die eigene Familie keinen Halt mehr bietet, und wahrscheinlich bin ich deshalb von den Kindern hier im Heim so schnell angenommen und akzeptiert worden. Auch wenn ich natürlich viel älter bin und aus einer ganz anderen Generation komme, gehöre ich doch immer noch irgendwie zu ihnen, zu denen, die so oft als Verlierer bezeichnet werden. Mein Ziel ist ganz klar: Ich will diesen Kindern zeigen, dass ein besseres Leben möglich ist – wenn sie daran glauben. Wenn sie sich mit sich selber beschäftigen und wenn sie lernen, Regeln zu akzeptieren. Wenn sie



sich auf ihre Stärken verlassen und auf die Werte, die ich ihnen vermitteln kann. Ich will diese Kinder zu Gewinnern machen.

Das klingt vielleicht nach einem großen, anspruchsvollen Plan. Aber auch große Pläne beginnen mit einem ersten Schritt, und das Beste ist: Der Plan funktioniert. Die Kinder im St. Josef-Heim, schreibt die Heimleitung in ihrem Erziehungskonzept, können »momentan oder dauerhaft nicht in ihrer Herkunftsfamilie leben. Die Ursachen hierfür sind häufig vielfältig, zum Beispiel können physische und psychische Vernachlässigung, körperliche und seelische Gewalt, sexueller Missbrauch und Suchtproblematiken der Eltern eine Rolle spielen. Diese jungen Menschen zeigen in vielen Fällen starke Verhaltensauffälligkeiten, wie zum Beispiel überdurchschnittliche Ängstlichkeit, aggressives Verhalten, Beziehungs- und Bindungsunfähigkeit, wesentlich vermindertes Selbstwertgefühl und Schulverweigerungshaltung, die ein hohes Maß an pädagogisch-psychologischer Hilfe und Betreuung erfordern.« Das klingt, gelehrt ausgedrückt, nach großen pädagogischen Schwierigkeiten, vor denen die Erzieherinnen und Erzieher, die Sozialpädagogen und Psychologinnen stehen können. Doch diese potenziellen Probleme können mich nicht abschrecken: Ich komme jede Woche wieder gerne hier in die Sporthalle.

Und weiter geht's: »Zehn Sit-ups«, sage ich, und die Kinder und Jugendlichen legen los. Längst läuft ihnen der Schweiß über die Gesichter, immer wieder nutzen sie die kurzen Pausen, um einen Schluck Wasser zu trinken. Ein Fünfzehnjähriger, der zu Beginn der Einheit noch ganz fahrig war und unruhig durch die Halle hin- und hergerannt ist, hat jetzt die Augen geschlossen und hebt Beine und Oberkörper immer wieder nach oben, mit ganz verbissenem Gesichtsausdruck. Zwanzig oder dreißig Minuten reichen, um ihn zu verändern und auf seinen wahren Charakter zurückzuführen. Jetzt muss er nicht mehr cool sein – stattdessen wird er zum Kämpfer, der bis an seine Grenzen geht. Und zwar, weil er es selber will. Und nach dem Training hält das auch noch eine ganze Weile an, erzählen die Erzieherinnen und Erzieher immer wieder. Deshalb sind sie auch so froh, dass ich jede Woche hier ins Heim komme.

Für mich ist das an diesem Donnerstag schon der dritte Kurs, den ich leite. Vormittags war ich an zwei Schulen, unter anderem an

der Mannheimer Johannes-Kepler-Ganztagshauptschule. Schwierige Jungs und Mädchen gehen auf diese Schule, viele von ihnen haben schon ganz schön viel ausgefressen, aber eigentlich sind sie auch ganz liebe Kinder und echte Persönlichkeiten. Einer zum Beispiel, Aldin, wollte unbedingt beim Anti-Aggressionstraining dabei sein. Nur waren die Plätze leider schon alle belegt, und das hat der Lehrer ihm auch gesagt. Da hat Aldin ganz pfiffig reagiert: Er ist zur Rektorin der Schule gegangen und hat sie ganz höflich und zivilisiert gefragt, ob er jetzt erst aggressiv werden und um sich schlagen müsse, damit er teilnehmen darf – und da hat sie ihn doch noch mit in den Kurs geschickt. Das gefällt mir wirklich, wenn die Kinder so schlau reagieren. Und sie tun das ja, obwohl sie wissen, dass das Training kein Spaziergang ist. Wer da etwas erreichen will, muss sich quälen, muss seine Grenzen austesten und darüber hinausgehen. Das ist mehr als nur zusätzlicher Sportunterricht – das ist richtig hart. Was sie hier lernen – dass sie sich überwinden und Leistung zeigen müssen, um ihre Ziele zu erreichen –, das können sie auch in andere Unterrichtsfächer mitnehmen, und das brauchen sie in ihrem ganzen weiteren Leben. Natürlich träumen sie davon, selber mal Box-Champion zu werden und Meisterschaften zu gewinnen. Aber nebenbei lernen sie etwas ganz anderes: dass es Regeln gibt, die man auch unter Stress einhalten muss. Dass man immer mal was einstecken kann und muss und trotzdem nicht ausrastet. Dass man, wenn man auf dem Boden liegt, wieder aufsteht und weiterkämpft. Manchmal zu verlieren ist keine Schande. Aber man darf sich niemals aufgeben oder außerhalb der Regeln stellen. Man kann es schaffen, wenn man an sich glaubt – und das gibt ein unglaubliches Selbstwertgefühl, das einem beim nächsten Mal wieder hilft.

Was mich besonders freut, ist, dass ich mit meinem Training nicht nur die harten Jungs erreiche. An der Hildaschule habe ich zum Beispiel eine Boxgruppe mit jungen Türkinnen aufgebaut. Die sind in der neunten Klasse, ein schwieriges Alter, und am Anfang konnte ich die Mädchen nicht dazu bewegen, mich zu schlagen oder zu boxen. Die waren einfach viel zu zurückhaltend, ganz anders als deutsche Mädchen. Aber irgendwann hat es dann bei ihnen »klick« gemacht, sie haben Selbstvertrauen gewonnen, haben gemerkt, wie viel Spaß

das macht, und mittlerweile versuchen sie schon, mich richtig zu verhauen. Da muss ich manchmal schon einiges einstecken – aber das soll ja auch so sein. Und das Beste: Die türkischen Familien akzeptieren das völlig, dass ihre Töchter beim Boxen mitmachen. Das freut mich ganz besonders.

Für das Ende des Trainings habe ich ein Ritual entwickelt. Das führe ich immer durch, auch heute hier im Kinderheim. Alle Kinder sollen sich irgendwo auf dem Boden einen Platz suchen und sich hinlegen. Dann schalte ich eine Minute lang das Licht aus. Ganz ruhig liegen sie in der Dunkelheit der Halle, niemand sagt etwas. Am Anfang hört man noch das Keuchen nach den anstrengenden Übungen, bis der Atem dann langsam ruhiger wird. Im Dunkeln gehe ich ganz langsam und leise zwischen den Kindern hin und her. Dann gebe ich ihnen etwas mit, das ich vor vielen, vielen Jahren im Gefängnis gelernt und nie wieder vergessen habe: »Ich bin konzentriert und kämpferisch, glücklich und erfolgreich! Ich bin konzentriert und kämpferisch, glücklich und erfolgreich!« Das ist meine Losung, mein Mantra, meine Lebensweisheit. Ich will, dass sie verstehen, was das heißt, und dass sie diese Losung in ihrem Kopf haben. Irgendwann mache ich dann das Licht wieder an, die Neonlampen holen die Kinder in die Wirklichkeit zurück. Zum Abschluss sage ich ihnen noch: »Immer fest dran glauben, Jungs und Mädels!«, und ich merke, dass sie das alle sehr genau registriert haben. Denn ich weiß, wovon ich rede.

## AUFWACHSEN IN DEN BENZ-BARACKEN

**GEBOREN WURDE ICH** am 16. November 1951 in Mannheim. Eigentlich muss man sagen: im Waldhof, denn wenn ich »Mannheim« sage, klingt das noch viel zu normal. Der Waldhof war damals ein Viertel, das in der Stadt immer schon einen ziemlich schlechten Ruf hatte – und für viele ist das bis heute so geblieben. Auch innerhalb dieses Viertels gab es noch einmal bessere und schlechtere Straßen – und ganz unten standen die Benz-Baracken. Die wurden so genannt wegen der Nähe zur Autofabrik, und in den Fünfzigerjahren war diese Siedlung nicht mehr als ein schnell und billig errichtetes Auffanglager für Obdachlose und Gestrandete, für zerbrochene Familien, für innerlich zerstörte Menschen, die in den Kriegswirren ein paar Jahre zuvor ihre Wohnungen verloren hatten und nicht mehr wussten, wo sie noch hingehen und was sie mit ihrem Leben noch anfangen sollten. Anders gesagt: Hier lebte der Abschaum der Gesellschaft, die, mit denen niemand etwas zu tun haben wollte, die »Asozialen«. Die Straßen allerdings trugen schon damals Namen, die nach etwas ganz Anderem klangen. Etwas, das mit dem täglichen Leben im Waldhof überhaupt nichts zu tun hatte: »Guter Fortschritt«, »Lichte Zeile«, »Starke Hoffnung«, »Eigene Scholle«, »Frohe Zuversicht«, »Zäher Wille«, »Große Ausdauer« – und eben »Neues Leben«, der Weg, der mein Zuhause war. Auf der einen Seite das Elend der Baracken und auf der anderen Seite diese Straßennamen – heute kann ich nur den Kopf schütteln über den Zynismus der Leute, die sich das ausgedacht haben.

*1951, im Jahr von Charlys Geburt, liegt der durchschnittliche Brutto-Monatsverdienst in der Bundesrepublik Deutschland bei umgerechnet 152 Euro im Monat – wobei Männer mit 169 Euro deutlich mehr verdienen als Frauen, die ein Durchschnittseinkommen von 93 Euro bekommen und damit – bei einer Wochenarbeitszeit von 50 Stunden –*

*einen Stundenlohn von gerade einmal 82 Pfennigen erzielen. Vergleicht man dieses magere Einkommen mit dem Durchschnittslohn des Jahres 2005, dann verdienen Frauen damals ganze 3,09 Prozent des heutigen Durchschnittseinkommens – und das, obwohl die Lebenshaltungskosten seither nur um das Vierfache gestiegen sind. Anders gesagt: Verglichen mit heute ist es für eine alleinstehende Mutter wie Elisabeth Graf 1951 achtmal so teuer, den Lebensunterhalt für sich und ihren kleinen Jungen zu bestreiten.*

Seit ich mich zurückerinnern kann, waren unser Leben und meine ganze Kindheit immer von großer Armut bestimmt. Als Kind war das für mich nicht so dramatisch, weil ich ja gar nichts anderes kannte. Die meisten um uns herum, auch meine Freunde, lebten in genauso armen Verhältnissen und hatten ebenfalls ständig Geldsorgen. Das war für mich damals ganz normal. Trotzdem hatte ich schon immer das Gefühl, es noch ein bisschen schwerer als die anderen zu haben: Die hatten wenigstens einen Vater, manche jedenfalls. Und die hatten auch nicht unbedingt eine Mutter, die Alkoholikerin war. Meine Mutter ging zwar regelmäßig zur Arbeit in die Mannheimer Schokoladenfabrik Schokinag und hat das auch ihr ganzes Leben lang gemacht. Aber für mich blieben nicht viel Zeit und Liebe übrig. Ich musste einfach funktionieren, eine andere Wahl hatte ich gar nicht. Wenn meine Mutter zum Beispiel einkaufen ging, dann musste ich mich ruhig an unseren Tisch setzen und durfte mich nicht bewegen – so lange, bis sie dann irgendwann später wiederkam. Ich saß dann noch in genau derselben Position dort wie vorher und hatte die ganze Zeit über auf die vergilbte Gardine vor dem Fenster und die kahle Wand daneben geschaut. Das waren trostlose Stunden. Und als ich in die Schule kam, hat mir meine Mutter ein einziges Mal – am ersten Tag – den Schulweg gezeigt. Danach musste ich mich selber zurechtfinden. Sie hat später mal erzählt, dass sie mich dadurch zur Selbständigkeit erziehen wollte, weil sie das unheimlich wichtig fand. Nein, eine schöne Kindheit mit viel Liebe hatte ich nicht.

*1955 berichtet das Deutsche Fernsehen in einer Reportage über die unehelich geborenen Kinder der nach Deutschland gekommenen US-*

Soldaten. Wörtlich heißt es in dem Film zu Bildern aus den Mannheimer Benz-Baracken: »Hier in dieser Siedlung leben unsere Toxies. Eine Siedlung am Rande der Großstadt, irgendwo in der Bundesrepublik. Es gibt rund 4000 Kinder amerikanischer Negersoldaten und deutscher Mütter, und die meisten von ihnen leben so, in diesem Milieu. Die Siedlung ist eingekreist von Industrierwerken und amerikanischen Kasernen. Etwa 2000 Menschen wohnen hier, am Rande des deutschen Wirtschaftswunders, darunter zwölf Mütter mit ihren unehelichen farbigen Kindern. Die meisten Väter sind heute nicht mehr in Deutschland. Die Mütter sind geblieben. Und die Kinder.« Unterlegt sind diese Sätze mit Schwarz-Weiß-Bildern von desolaten Gebäuden, die die Bezeichnung Baracke gar nicht mehr verdienen, und mit Aufnahmen von Kindern, die mit traurigen Augen zwischen Abfällen und Autowracks, zwischen Holzverschlagen und riesigen Pfützen auf den nicht asphaltierten Straßen spielen. Dann wechselt das Bild und Neonreklamen von Nachtbars werden gezeigt: »Rote Mühle«, »Tusculum«, »Tanz-Café Karl Theodor«, »Schwanengold«. Während man tanzende Paare sieht, die sich zu Jazz- und Swingmusik amüsieren, berichtet der Sprecher: »Viele Lokale leben vom Besuch der amerikanischen Negersoldaten. Die Jukebox ist natürlich unentbehrlich. Alkohol und scharfe Rhythmen bringen die Negersoldaten schnell in Stimmung und erleichtern so manchen Annäherungsversuch.« An dieser Stelle senkt der Reporter seine Stimme und sein Tonfall wird eindringlich: »Man verbrüdet sich, und vielleicht ... vielleicht sieht man sich bald wieder. So kommt man und so geht man. Was bleibt, sind oft die schwarzen Babys.« Auch Charlys Mutter Elisabeth taucht als Interviewpartnerin in diesem Film auf: Mit dem vier Jahre alten Charly auf dem Schoß berichtet sie, dass der Vater des Jungen keinen Unterhalt zahle und sie von 103 Mark Fürsorge im Monat leben müsse. Dann folgen eindringliche Passagen:

»Als Mutter müssen Sie sich doch sicher Gedanken machen – was soll aus Ihrem Sohn einmal werden. Was haben Sie so für Vorstellungen?«, fragt der Reporter.

Elisabeth schweigt.

»Wollen Sie wieder heiraten? Oder wollen Sie das Kind hergeben, dass es adoptiert wird?«

*Sie hebt den Blick. »Ich hätte schon ein paar Mal heiraten können, aber da hätte ich jedes Mal mein Kind hergeben müssen«, sagt sie mit unverkennbarem Mannheimer Dialekt. Und: Mit Zuneigung in der Stimme, Zuneigung zu Charly.*

*»Sie hätten immer das Kind weggeben müssen?«*

*Elisabeth nickt: »Das Kind war immer im Weg.«*

*»Und Sie wollen das Kind nicht hergeben?«*

*»Nein!«, sagt Elisabeth ganz entschieden.*

*»Aber vielleicht ginge es dem Kind woanders besser? Sagen wir, es würde adoptiert werden.«*

*»Nein, das kann ich schon selber.«*

*»Das wollen Sie nicht?«*

*»Nein.«*

*»Auf keinen Fall?«, bohrt der Interviewer weiter. Elisabeth schüttelt kurz und vehement den Kopf.*

Das, was ich bei meiner Mutter in dieser Filmsequenz an Liebe und Zuneigung zu mir spüre, habe ich im alltäglichen Leben nie erfahren. Unsere Beziehung bestand eher aus einem großes Schweigen. Geredet wurde nur das Nötigste, und das war bis ins hohe Alter meiner Mutter so. Da haben wir uns manchmal mehrmals in der Woche gesehen. Ich habe sie immer besucht, aber geredet – geredet haben wir nicht. Sie lag auf dem Sofa herum, der Wohnzimmertisch war voller Flaschen und Medikamente. Früher hat sie immer eine Kittelschürze getragen, später dann oft nur einen alten Bademantel über dem Nachthemd. Dann saß ich da auf dem Sessel, sie saß oder lag auf dem Sofa, und wir haben stundenlang nichts gesagt. Wenn uns jemand gesehen hätte, der hätte sich bestimmt gefragt: Warum hockt der Kerl da in dieser unordentlichen Bude bei der alten Frau rum? Warum geht der nicht einfach weg? Aber so war das halt: Ich war dann einfach nur da, bei ihr, meiner Mutter. Sie hat mir nie erzählt, wo sie eigentlich herkam, nichts über meine Großeltern, auch nichts über meinen Vater. Das Einzige, was ich wusste, war, dass sie meine Mutter ist. Sie war die einzige Person, zu der ich gehörte und die zu mir gehörte. Das war mir immer wichtig. Jeden Mittwoch gab es in der Schokoladenfabrik die Lohntüten.

Meine Mutter kam dann regelmäßig betrunken nach Hause, und normalerweise hatte sie dann auch irgendwelche Männerbekanntschaften dabei, die ebenfalls nicht mehr nüchtern waren. Deshalb war jeder Mittwoch für mich ein Tag des Grauens. Während meine Mutter mit einem dieser Männer dann lautstark Sex hatte, musste ich mich in unserer Ein-Zimmer-Baracke hinter einem Vorhang verstecken und durfte mich nicht bewegen, bis sie fertig waren und der Mann gegangen war. Natürlich bekam ich da hinter meinem Vorhang alles mit. Einmal brachte meine Mutter gleich mehrere Männer mit. Da war ich gerade sechs Jahre alt, und ich wusste überhaupt nicht, was da passierte. Meine Mutter schrie und stöhnte so seltsam, und da habe ich Angst bekommen, dass ihr irgendwas angetan wird, und bin aus meinem Versteck hinter dem Vorhang rausgekommen, habe angefangen zu schreien und auf die bösen Männer einzuschlagen. Ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte, ich wollte meine Mutter doch beschützen. Da hat mich einer dieser Typen gepackt und verprügelt, und dann hat er mich brutal und mit aller Kraft in die Ecke gegen die Wand geschleudert. Die ganze Nacht habe ich mit gebrochenem Arm dort gehockt und mich nicht mehr getraut, auch nur eine kleine Bewegung zu machen. Ich hatte wahnsinnige Angst, dass er mir den anderen Arm auch noch bricht.

Geschlagen worden bin ich ziemlich oft, ganz häufig auch von diesen Männern, den Bekanntschaften meiner Mutter. Schmerzen habe ich damals eigentlich nicht empfunden. Aber eine riesengroße Scham – und den brennenden Wunsch, irgendwann zurückzuschlagen. So gesehen war es eigentlich ganz logisch, dass ich mit sieben Jahren zum ersten Mal zum Boxverein bei uns im Viertel mitgegangen bin. Für mich war es immer völlig klar, dass Boxen meine Sportart ist. Wahrscheinlich habe ich damals schon irgendwie geahnt, dass das die einzige Möglichkeit für mich war, unserer kleinen, schäbigen Ein-Zimmer-Baracke zu entkommen. Bis ich sechzehn war, habe ich auf dem Sofa in der Küchenecke geschlafen. Ein eigenes Bett hatte ich ja nicht, das wäre für mich damals absoluter Luxus gewesen, und so habe ich mir abends immer das Sofa fertiggemacht. Viel mehr hatten wir auch gar nicht: den alten Küchentisch und zwei, drei Stühle, das Bett meiner Mutter, einen Schrank und ein paar Regale.